

Eine Angst, die bereits als dumpfe Vorahnung ihre Herzen verfinstert und ihnen in kalten Wüstennächten den Schlaf geraubt hatte und die nun mehr und mehr zur Gewissheit wurde – dass dieses ganze Unternehmen, dieser Heereszug zur Ehre des Allmächtigen und seiner himmlischen Scharen, nicht unter günstigen Sternen stand und von Beginn an zum Scheitern verurteilt gewesen war, vom ersten Tage an, seit der Kaiser vor drei Jahren auf dem Hoftag Jesu Christi das Kreuz genommen und feierlich gelobt hatte, das Heilige Land von den Heiden zu befreien.

Auch ich konnte mich dem nicht entziehen.

Furcht war mein Begleiter gewesen, seit wir Regensburg vor mehr als einem Jahr verlassen hatten und gen Osten aufgebrochen waren: zunächst auf Schiffen den großen Fluss hinab bis Alba Graeca, hinein in das Östliche Imperium, durch die Wälder und über die Pässe der Bulgaren nach Adrianopel. Versorgungsnot und ständige Überfälle hatten uns bis dahin bereits zugesetzt, und nur dem eisernen Willen und der Führungskraft des Kaisers war es zu verdanken gewesen, dass wir zum Osterfest den Hellespont erreichten und ihn auf byzantinischen Schiffen überquerten. In Anatolien freilich stießen wir erneut auf Widerstand. Heidnische Türkenstämme und kriegerische Seldschuken setzten uns zu, deren Hauptstadt Iconion wir mit Gottes Hilfe und unter großen Opfern eroberten – und nun, da wir mit dem Königreich von Kleinarmenien endlich wieder befreundetes, christliches Gebiet erreichen sollten und uns nur noch der Lauf des Saleph von den rettenden Mauern von Seleukia trennte, war unser geliebter Herrscher eines ebenso jähren wie unerwarteten Todes gestorben.

Es gab solche im Lager, die sich an die Heilige Schrift erinnert fühlten und an Moses, dem es nicht vergönnt gewesen war, das Land der Verheißung zu betreten; aber auch andere, die von dunklen Vorzeichen sprachen und von drohendem Untergang. Und alle stellten sie dieselben Fragen: Was genau war an der Furt geschehen? Wie hatte es zu dem furchtbaren Unglück kommen können, das nun womöglich Tod und Verderben über uns alle bringen würde?

Und wenn mich die Erfahrung meines langen Lebens eines gelehrt hatte, dann, dass vor allem die Mächtigen es nicht ertrugen, wenn solche Fragen ohne Antwort blieben ...

Als die Wachen kamen, hielt ich mich vor dem Zelt des Kaisers auf. Hell erleuchtet stand es inmitten des Heerlagers, und obgleich es kein Prunkzelt war wie das, welches Heinrich von England dem Kaiser einst zum Geschenk gemacht hatte, war es doch größer als alle anderen und mit purpurfarbenem Stoff ausgeschlagen, der Farbe des Herrschers. Von hellem Fackelschein erfüllt, leuchtete es in roter Glut und beschien die Gesichter jener, die sich eingefunden hatten, um ihrem König und Kaiser die letzte Ehre zu erweisen, seiner zu gedenken und für seine unsterbliche Seele zu beten. Aus dem Inneren des Zeltes drangen leise lateinische Worte – Litaneien der Prämonstratenser-Mönche, die die Wallfahrt begleiteten und sich um den aufgebahrten Leichnam des Herrschers versammelt hatten. Auch wenn die meisten, die hier draußen ausharrten, kein Wort davon verstanden, legte sich der monotone Gesang wie Balsam um ihre Seelen, gab ihnen Trost und Hoffnung inmitten der Trauer ... anders als mir.

Am Boden kniend, bemerkte ich den Schatten, der auf mich fiel. Ich blickte auf und sah im Zwielflicht zwei Waffenknechte. Auf ihren zerschlissenen Rücken, die vor

Schweiß und Dreck ebenso standen wie vom Blut erschlagener Feinde, prangte neben dem Kreuz der Pilger das Wappen des schwäbischen Herzogs.

»Folge uns«, sagte einer der beiden mit einem Tonfall, der keinen Widerspruch zuließ.

Warum hätte ich mich auch wehren sollen? Ich hatte damit gerechnet und war bereit, die verlangte Auskunft zu geben. Ein leises Stöhnen entfuhr mir, als ich mich auf die Beine raffte. Das rechte Knie machte noch immer Schwierigkeiten, seit der seldschukische Pfeil mich getroffen hatte. Ein Splitter der Pfeilspitze steckte noch in der Wunde, die sich immer wieder öffnete – und nach dem heutigen Tag bezweifelte ich, dass sie sich jemals wieder schließen würde.

Einer der Posten bot mir den Arm als Stütze, und ich nahm dankbar an. Gemessenen Schrittes führten sie mich zu einem Zelt, das nicht weit entfernt von dem des Herrschers stand, jedoch kleiner und schlichter gehalten war. Das Banner über dem Eingang kennzeichnete es als die Unterkunft des Kaisersohnes Friedrich, der den Titel des Herzogs von Schwaben trug und seinen Vater auf der Pilgerfahrt begleitet hatte – nicht unbedingt freiwillig, aber davon sprach inzwischen niemand mehr. Denn in den verlustreichen Kämpfen hatte sich der junge Herzog mehr als nur hervorgetan, und es galt schon jetzt als sicher, dass er anstelle seines Vaters die Führung des Kreuzfahrerheeres übernehmen würde.

Auch wenn das Zelt weniger prächtig anzusehen war als das des Kaisers, war es dennoch geräumiger als alles, worin gewöhnliche Edelmänner nächtigten. Zwei große Kammern umfasste es, von denen die größere auch als Versammlungsort diente. Dort hinein führte man mich.

Die vier Ritter, die dort bereits warteten, kannte ich. Auch ihre Waffenröcke waren schmutzig, die Gesichtszüge ausgemergelt von der Entbehrung und gezeichnet von den Schrecken des zurückliegenden Tages. Es waren nicht die Höchsten und Nobelsten, die im Heer der Kreuzfahrer ritten, gleichwohl waren sie enge Vertraute des Herzogs: Hermann, Bischof von Münster, der sich im Verlauf der Wallfahrt als kühner Anführer erwiesen hatte; des Kaisers Marschall Heinrich von Kalden sowie die Ritter Gottfried von Wiesenbach und Ludwig von Helfenstein, dem nachgesagt wurde, dass zuweilen himmlische Mächte zu ihm sprachen – wie am Tag vor dem Triumph von Iconion, als er in einer Vision gesehen haben wollte, dass der Heilige Georg selbst dem Heer der Kreuzfahrer vorausritt und es zum Sieg über die Heiden führte.

Die Ereignisse des zu Ende gehenden Tages freilich hatte auch er nicht kommen sehen ...

Ich beugte das Haupt, um den hohen Herren Respekt zu erweisen. Ihre ratlosen Gesichter verrieten, dass auch sie nicht wussten, warum sie zu dieser späten Stunde an diesen Ort bestellt worden waren, noch dazu, wo nebenan Andacht für den verstorbenen Kaiser gehalten wurde. Kein Wort wurde gesprochen, und mir kam es vor, als würde die Hitze des Tages, die noch drückend unter dem Zeltdach hing, mit der Stille zu zäher, giftiger Schlacke verschmelzen.

In diesem Moment trat der junge Herzog aus der angrenzenden Kammer. Seine bartlosen Gesichtszüge, die eine gewisse, jedoch nicht frappante Ähnlichkeit zu seinem

Vater aufwiesen, wirkten müde und ausgezehrt, in Strähnen hängendes blondes Haar umrahmte sie. In Friedrichs blauen Augen jedoch brannte ein Feuer, das verriet, dass sich die anfängliche Trauer um seinen Vater inzwischen in blanken Zorn verwandelt hatte.

Und Zorn pflegte stets nach einem Schuldigen zu rufen ...

»Nehmt Platz, ihr Herren«, wies er die vier Rittern an und deutete auf die Hocker, die in der Kammer aufgestellt waren, auf einem Teppich, wie die Türken ihn woben, ein Beutestück aus vorangegangenen Kämpfen. Die Herren leisteten der Aufforderung Folge, auch Friedrich selbst nahm Platz, während ich weiter stehen blieb. Es kam mir nicht zu, mich ohne Aufforderung zu setzen, auch nicht nach all den Jahren.

Mit loderndem Blick sah Friedrich reihum. Sein Waffenrock ließ die Spuren zurückliegender Kämpfe erkennen; auf der Brust trug er den Löwen der schwäbischen Herzöge, auf der Schulter das Kreuz der Kämpfer Christi, so wie auch ich und alle anderen im Raum es trugen und wie es auch der Kaiser getragen hatte.

»Meine Freunde«, wandte sich Friedrich an die Anwesenden, »ich danke euch, dass ihr gekommen seid. Dies ist keine offizielle Beratung. Noch nicht einmal eine Anhörung. Kein Schreiber wird anwesend sein, um der Nachwelt davon zu berichten – euch jedoch bitte ich, um der Wahrheit willen mit mir auszuharren.«

»Um der Wahrheit willen?« Hermann von Münster hob die buschigen Brauen. »Verzeih, wenn ich widerspreche, aber solltest du in diesem Augenblick nicht bei deinem toten Vater weilen? Der heiligen Messe beiwohnen, die Bischof Gottfried lesen wird?«

In einer Geste, die mich an seinen Vater erinnerte, schüttelte Friedrich unwillig das Haupt. »Mein Vater hat zu Lebzeiten alles getan, um ins Reich des Allmächtigen aufgenommen zu werden. Er ist ein frommer Mann gewesen, erbarmungslos gegen die Heiden und barmherzig gegen die Armen. Die letzte Entscheidung, die er als unser Herrscher getroffen hat, bestand darin, meinem Bruder Heinrich die Krone zu übertragen und sich selbst nach dem Heiligen Land zu begeben, um dort seine christlichste Pflicht zu erfüllen. Ich werde«, fügte er schnaubend hinzu, »das Beten denen überlassen, die sich darauf verstehen und stattdessen gemeinsam mit euch Gewissheit suchen.«

»Dann stimmt es also?«, erkundigte sich Heinrich von Kalden. Der kaiserliche Marschall war dafür bekannt, keinem Zweikampf aus dem Weg zu gehen. Die Narbe, die quer über seine rechte Wange verlief, legte davon beredtes Zeugnis ab. »Im Lager machen Gerüchte die Runde ...«

Statt zu antworten, winkte Friedrich einen Diener heran. Auf seiner Schulter trug der Mann einen Kriegssattel, den wir alle sofort erkannten: Es war der Sattel, der unseren Herrscher in die Kämpfe und Schlachten der letzten Wochen getragen hatte. Für den Sattel eines Kaisers war er vergleichsweise schmucklos, Friedrich Rotbart war kein Freund großer Verweichlichung gewesen. Die Nähte waren brüchig von der Sonne, das Leder glattgewetzt vom häufigen Benutzen. Von Sätteln wie diesem aus hatte der Kaiser sein Leben lang regiert, hatte er Huldigungen empfangen und Kriege geführt. Bis zuletzt ...

Der junge Herzog erhob sich, nahm dem Diener den Sattel ab und hielt ihn so, dass alle das mit einer Borte versehene Gurtzeug sehen konnten. Man brauchte kein Sattler zu sein, um zu erkennen, dass etwas damit nicht stimmte. Der Bauchgurt war offenbar gebrochen, knapp unterhalb der Schnalle. Und die Glätte des Bruchs machte klar, dass jemand nachgeholfen hatte ...

»Der Gurt ist angeschnitten worden!«, zischte von Kalden.

»Da musste er ja reißen«, folgerte Gottfried.

»Die dabei waren«, entgegnete Friedrich mit einem Seitenblick auf mich, »berichten übereinstimmend, dass Vater von großer Ungeduld erfüllt war, und wer ihn kannte, dem fällt es nicht schwer, dies zu glauben. Seleukia war bereits in Sichtweite, und er war nicht gewillt, sich von den Wassern eines Flusses aufhalten zu lassen, und wären sie noch so reißend. Also trieb er sein Ross in die Fluten, um dem Heer voranzureiten – kurz darauf fiel er vom Pferd und ertrank, obwohl wir alle hier wissen, dass er trotz seines fortgeschrittenen Alters ein Meister im Sattel war.«

»Nun kennen wir den Grund für den Sturz«, sagte von Helfenstein. »Jetzt ergibt alles Sinn ...«

»Es war feiges Mordwerk«, flüsterte Ludwig.

Wieder trat Schweigen ein. Das hässliche Wort war ausgesprochen, wie beißender Odem hing es in der schwülen Luft. Ein Ritter nach dem anderen nahm das Sattelzeug näher in Augenschein, überzeugte sich, dass der ungeheure Verdacht berechtigt war. Ihre Mienen verfinsterten sich, Fäuste wurden geballt und Racheeide geschworen.

»Die Sarazenen waren es«, meinte Gottfried überzeugt. Er musste es wissen, war er doch einige Zeit ihr Gefangener gewesen und unlängst nur mit Mühe entkommen. »Den Heiden ist nicht zu trauen, das haben sie mehr als einmal bewiesen!«

»Und wie sollten sie an meinen Vater herangekommen sein?«, fragte der junge Herzog dagegen. »Er war zu jeder Tages- und Nachtzeit wohlbewacht. Nein, meine Freunde.« Friedrich schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, was meinem Vater zum Verhängnis wurde, war nicht nur feiger Mord, sondern auch Verrat.«

»Du meinst ... einer von uns ist es gewesen?«, fragte Hermann kopfschüttelnd. »Das mag ich kaum glauben.«

»Ich ebenso wenig. Aber nur einer der Unseren konnte an die Ausrüstung meines Vaters gelangen. Und nur einer der Unseren kannte seinen unbeugsamen Willen und sein Ungestüm.«

»Dann lassen wir das Lager durchsuchen.« Von Kalden rammte die Faust in seine halb geöffnete Hand.

»Wonach?«, konterte Friedrich mit einer Weisheit jenseits seiner Jahre. »Nach Mordlust? Falschheit? Niedertracht?«

»Bei den Stallknechten fangen wir an«, beharrte der Thüringer und erntete dafür allseitiges Nicken. »Spätestens, wenn wir sie einer peinlichen Befragung unterziehen ...«

»... werden sie uns alles erzählen, was wir hören wollen, und am Ende werden wir der Wahrheit kein Stück näher sein«, fiel Friedrich ihm kopfschüttelnd ins Wort. »Nein,

meine Freunde. Außerdem will ich nicht nur die Hand, die den Mord ausführte – ich will den Kopf, der die feige Tat ersann.«

»Aber wer könnte so etwas tun?«, fragte Bischof Hermann in ehrlicher Bestürzung. »Wer seine unsterbliche Seele mit einer solchen Untat zu ewiger Verdammnis verurteilen?«

Friedrich nickte. Er schien über diese Frage bereits nachgedacht und eine Antwort gefunden zu haben. »Mein Vater hat mich gelehrt, dass es notwendig ist, seine Feinde stets genau zu kennen«, erwiderte er und nickte mir zu. »Tritt vor, Arndt.«

Ich kam der Aufforderung nach, so gut es eben ging. Genau wie der Kaiser, der von uns gegangen war, näherte auch ich mich dem siebzigsten Lebensjahr. Und obwohl es dem Allmächtigen bislang gefallen hatte, mich vor der Schwäche des Alters zu bewahren, hatten die Dürre Kilikiens und der Pfeil des Seldschuken mich auf schmerzhaft Weise gelehrt, dass ich nicht mehr der Jungspund von einst war. Humpelnd trat ich in die Mitte des Zeltes, wobei Gambeson und Kettenhemd schwer an mir zu zerren schienen, aber vielleicht kam es mir auch nur so vor. Alles schien schwerer zu sein, seit Rotbart nicht mehr da war, um meine Last zu teilen. Und ich die seine mit ihm ...

»Du meine Güte«, stieß Marschall von Kalden hervor, als würde er mich jetzt erst wirklich wahrnehmen. »Heinrich, warum hast du diesen Greis zu unserem Treffen bestellt? Er vermag ja kaum noch aufrecht zu stehen!«

»Dieser Greis«, stellte der junge Herzog mich ohne Zögern vor, »ist Ritter Arndt von Cappenberg. Möglicherweise ist euch sein Name niemals untergekommen, aber ihr habt ihn oft gesehen, und stets in unmittelbarer Nähe meines Vaters. Arndt ist sein Diener gewesen, sein persönlicher Leibwächter, sein Leben lang – und das mit derartiger Hingabe, dass manche von *caesaris opacitas* sprechen ...«

»... dem Schatten des Kaisers«, übersetzte Helfenstein.

»Herr Arndt hat Vater besser gekannt als irgendjemand sonst. Beide sind gleich alt, am selben Tag geboren, und wie der erwähnte Schatten hat er ihn sein Leben lang begleitet, lautlos und treu und ohne ein Wort der Klage.«

Ich widersprach nicht, senkte jedoch den Blick. Was das Letztgenannte betraf, war ich mir nicht so sicher.

»Er wird uns Auskunft geben«, schloss Friedrich seine Beschreibung meiner Person und Tätigkeit.

»Worüber?«, fragte Hermann.

»Über alles«, entgegnete Friedrich achselzuckend. »Das Gift, das meinen Vater getötet hat, ist in der Vergangenheit gewachsen, und ich verlange alles darüber zu erfahren, von Anfang an. Welche Freunde hat mein Vater gehabt und welche Feinde? Was sind seine Stärken gewesen, was seine Schwächen? Was seine geheimen Leidenschaften? Heute Nacht werden wir seiner auf unsere Art gedenken, indem wir uns an all das erinnern – Herr Arndt wird uns berichten.«

»Kann er denn reden?«, erkundigte sich Gottfried mit herablassendem Augenaufschlag. »Offen gestanden wusste ich nicht einmal, dass er ein Ritter ist – noch kann ich mich entsinnen, ihn jemals sprechen gehört zu haben.«